

# Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft ...

Von unserem Filmschriftleiter Hans Schaarwächter

Die Filmfestspiele der ganzen Welt, die seit dem Kriege wie Pilze aus dem Boden schießen (soeben feiert Locarno sein diesjähriges Fest), sind heftig umstritten. Man schlägt vor, ihre Zahl zu begrenzen oder sie zu einer Film-Olympiade umzuwandeln. Der MITTAG hat des öfteren darüber berichtet. Über eines allerdings sind die Völker der freien Welt sich einig, über die Notwendigkeit der Berliner Filmfestspiele. Sie nehmen eine Sonderstellung ein, da die Stadt eine Sonderstellung einnimmt. Ihr soeben zu Ende gegangenes IV. Filmfest beweist, daß eine Art internationaler Wettlauf nach Berlin an der Experimentierstätte der Freiheit, begonnen hat.

## Berlin

Berlin muß leben, denn es ist ein Jahr zu Jahr mehr zum Symbol für den Widerstandswillen einer frei sich dünkenden Welt geworden. Dem zum Zeichen schuf sie die schon zur Legende erhöhte Luftbrücke, der man vorm Flughafen in Tempelhof ein eindringliches Denkmal gesetzt hat. Aber Berlin will auch leben. Wer vor zwei Jahren drüben noch Freunde fand, die in die Westzone abwandern wollten, der sieht sie heute vielfach anderen Sinns. „Ich denke nicht mehr daran“, sagte mir ein Mann, dem es wahrhaftig nicht leicht gefallen ist, wieder Wurzel zu fassen, nachdem sein Haus von einer Luftmine atomisiert wurde. Andere kehren heim, aus der Westzone einzelne, aus der weiteren Welt viele.

Woran liegt das?

Mir hat das Schicksal in Berlin nur ein gutes Jahr, alles zusammengerechnet, eingeräumt. Einmal waren es ein paar Monate, der Rest addierte sich durch Besuche. Aber jedes Mal, wenn ich hinkam, überfiel mich Arbeitslust. In Berlin kannte ich keine Müdigkeit. Es muß am Klima liegen. Sagt man das Berlinern, so sagen sie wohl: „Manchmal arbeiten wir auch zu viel.“ Wobei mir einfällt, daß vielleicht ein Bruchteil dieser „Arbeit“ Geräusch und Gerausch war.

Was für eine Stadt war — geistig genommen — Berlin, bevor der Rattenfänger Goebbels durch ihre Straßen zog. Wie unerhört fruchtbar war sie vor allem in den zwanziger Jahren! Damals experimentierte Berlin wie keine andere Stadt Europas, vielleicht der Welt. Es gebar Schöpfer auf allen Gebieten oder zog sie magisch an. Fremde machte es zu Berlinern. Und in einem brillierte es, auf dem Felde des Theaters, mit allem, was damit zusammenhängt: Schauspiel, Oper, Operette, Revue, Kabarett, Kunsttanz, und mit der abgeleiteten Kunst des Films, der sich aber hin und wieder auf seine reine Form besann. Damals entstanden Filme, die durch ihre originale Gestaltung klassisch wurden und heute als Kostbarkeiten in den Tresoren der Hauptstädte der Welt aufbewahrt werden. Nichts ist erfrischender, als eine solche Filmfrucht aus ihrem Konservenzustand

wieder aufgetaut zu sehen und sich an einem Stummfilm Murnaus zu ergötzen.

Daß Berlin das war, hat es nicht vergessen. Und so sind heute in den Berliner Häuserreihen (mit Zwischenraum, hindurchzuschauen) Kräfte am Werk, die jene glorreiche Vergangenheit wieder heraufholen wollen, koste es, was es wolle. Ein Beispiel dieser unzählbaren Kraft ist die soeben vollendete Errichtung eines Filmateliers an der Havel, für die Artur Brauner, Gründer und Chef der CCC-Filmproduktion, verantwortlich zeichnet. Von zwei Hallen, die man miteinander verbinden kann, hat die größere eine Höhe von 13,60 Meter, eine Länge von etwa 40 und eine Breite von 30 Meter. In den Boden ist ein Bassin eingelassen, in dem man Unterwasseraufnahmen machen kann. Ein USA-Filmschmann äußerte, größere und modernere Anlagen habe man auch in Hollywood nicht. Als ich gelegentlich eines Rundganges

in den Hallen Chef Brauner sagte, er sei ein kühner Mann, erwiderte er nur: „Kühn? Ich bin wahnsinnig!“ Doch erfuhr man gleich danach, daß seine drei neuen Ateliers bis Ende des Jahres bereits belegt sind.

Früher hat man den Berlinern manchmal die „große Schnauze“ nachgesagt. Hier wurde, neben den bereits bestehenden Tempelhofer Ateliers, ein neuer „Mund“ geschaffen, ein neues Organ, um Filme zu schaffen. Von nun an wird kein Filmschöpfer sich mehr damit entschuldigen dürfen, er habe keine genügenden Ausdrucksmittel, jetzt liegt es an ihm, wenn sein Film nicht hinlangt.

Welch' sonderbare Umkehrung der Vorzeichen, wenn französische Filmschaffende, die in Pariser Ateliers mehr schlecht als recht zu Topf kommen und die stets gezwungen sind zu improvisieren, vor solcher Selbstherrlichkeit der „Maschine“ Platzangst bekommen. Sind sie es doch, die aus der Beschränktheit der Mittel heraus so oft zu köstlichen Lösungen kommen.

Der CCC kann man nur wünschen, daß sie nun „freie Bahn dem Tüchtigen“ gibt und sich mit Autoren und Regisseuren umgibt, die genau so viel Wagemut haben oder so viel Wahn-Sinn

wie der Planer und Schöpfer dieser Ateliers. Daß er mittlere Ware wird machen müssen, in die Geldsäcke vollzustopfen, wird ihm niemand verübeln, aber er hat nun die große Geste gemacht, hier habt ihr das Handwerkszeug! Nur wird er den Geist der großen Dinge (nicht den der großschwätzerischen Dinge) rufen müssen.

Ein Weg wurde gewiesen. Helmut Käutner machte „Die letzte Brücke“. Sie rehabilitierte den deutschsprachigen Film. Natürlich erstet

sobald eine Gefahr. Käutner gestern mit Mißtrauen betrachtet, heute umschmeichelt. Problemfilme gestern abgelehnt, heute gesucht. Die Konjunkturritter waren immer schon die Bestatter des frischen Anfangs. An manchen Orten läßt sich feststellen, daß man schon zufrieden ist, wenn „saubere Arbeit“ gemacht wird. Dieses System führt geradewegs in die Gartenlaube. Es bedeutet die sterile Restauration. Es heiligt die Mittel zum ärmlichen Zweck.

Käutners Film „Die letzte Brücke“ wurde in Cannes ausgezeichnet, desgleichen seine Darstellerin Maria Schell. In Berlin aber erfährt der Film seine eigentliche Ehrung, denn der Goldene Lorbeer-Preis, den David O. Selznick stiftete, belohnt den inneren Sinn des Films, für die Versöhnung der Völker da zu sein. Und so ist es in einem gewissen Sinn ein Vorteil, daß der Film nicht ein deutscher, sondern ein deutschsprachiger Film ist, in dem Österreicher, Schweizer und Deutsche zusammen wirken.

Berlin selbst, die Stadt als Ding und als Symbol und Vorkämpfer der freien Welt, benützt sich seit Jahren, den endgültigen filmischen Ausdruck für sich zu finden. Noch ist das nur bruchstückhaft geschehen. Lößlich war der Versuch in „Postlagernd Turteltaube“ (er scheiterte an der etwas frivolen Anlage), interessant der Versuch „Die Spur führt nach Berlin“, im Wollen stärker als im Vollbringen Weg ohne Umkehr“, und hin und wieder schon in die Schicksalszone vorstoßend „Gefährlicher Urlaub“, aber die endgültige Sichtbarmachung des Komplexes dieser gevierteilten Stadt ist noch nicht gelungen.